



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland. Von Legationsrat Dr. Ludwig Trost, k. b. Geh. Haus- und Staatsarchivar. Bamberg, C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung, 1891

Heinrich von Treitschke hat in seiner Deutschen Geschichte ein Charakterbild Ludwigs I. von Baiern, des Deutschen, des Romantikers auf dem Throne entworfen, das bei allem Streben nach unbefangener, gerechter Würdigung doch in einem ironischen Grundtone gehalten ist. Über den Politiker Ludwig, der nicht aufhörte, Gelüste nach einem Stück von Baden und der Pfalz zu hegen, der gern Heidelberg und Mannheim sein genannt hätte, der sich den preußischen Königen gegenüber als der vornehmere fühlte, weil sein Stammhaus das ältere war, und der auch für den dritten Nachbar, für Oesterreich einen kleinen Groll wegen Salzburg hegte, das nicht zu Baiern gekommen war: diesen Ludwig kann Treitschke nicht mit seinem Spotte verschonen. Er erkennt seine großen Verdienste um die Schöpfung des neuen Münchens an, gesteht ihm in dieser Richtung wahre Thatkraft und einen Zug von Größe zu, spottet aber um so mehr über den König, der es bei aller Begeisterung für griechische Schönheit doch nicht zu einem schönen Deutsch im schriftlichen Ausdruck brachte und die unglückliche Marotte hatte, seine holprigen Verse der deutschen Nation im Druck vorzulegen. In dieser sarkastischen Zeichnung hat natürlich das Urtheil Goethes über König Ludwig, das uns Eckermann aufbewahrt hat, keinen Platz gefunden. Goethe sagte: „Da sehen Sie einen Monarchen, der neben der königlichen Majestät seine angeborne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb erfreulicher.“ Goethe kannte den König als Kronprinzen noch von Rom her; Ludwig betrieb hier den Goethekultus sehr eifrig zu einer Zeit, wo der Dichter nur noch mit sehnsüchtigen Gedanken in Rom und Italien weilen konnte. Aber das Urtheil Goethes ist doch von großem Wert und darf von der Geschichtschreibung nicht überschlagen werden. Dem Ludwig benahm sich stets, trotz seiner Schrullen, Fehler, Leidenschaften, Verirrungen, doch als eine vornehme Natur, und das Urtheil Goethes findet seine reichste Bestätigung in Ludwigs vielfach erhaltenen Ausbrüchen der Freude, als er 1848 vom Throne herabgestiegen war. Als den „fröhlichsten Menschen in ganz München“ fühlte er sich, nachdem er die Last der Regierungsgeschäfte abgewälzt hatte; er wollte sich nicht zum „Unterschreiber“ von Regierungsakten machen lassen, er faßte das königliche Amt viel selbstherrlicher auf. Sein Kummer nach dem Rücktritt war nur der, daß er jetzt weniger Einkommen hatte und darum für die Kunst nicht mehr wie früher sorgen konnte.

Man begreift leicht, daß die bayrischen Geschichtschreiber den Standpunkt Treitschkes nicht einnehmen, daß sie sich ihrerseits weniger mit dem Politiker als mit dem Menschen- und Kunstfreunde Ludwig beschäftigen. Vor einigen Jahren hat Karl Theodor Heigel in seinen „Vorträgen und Aufsätzen“ das Verhältnis des Königs zu Martin Wagner, seinem künstlerischen Agenten in Rom,

der aber nicht bloß ein großer Kenner, sondern auch selbst ein bedeutender Künstler war, sehr lehrreich dargestellt. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des fleißig korrespondirenden Königs, seine Briefe sorgfältig aufzubewahren; sie wurden, mit Nummern versehen, schön geordnet und sind darum jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, eine wertvolle Geschichtsquelle. Den Briefwechsel Ludwigs mit Wagner hat Heigel zu einem anziehenden Charakterbilde beider originellen Männer ausgenützt. Die vornehme Natur des Königs, die dem Korrespondenten keineswegs Zwang auferlegte, sondern ihm gestattete, sich völlig freimütig zu äußern (und Wagner war nicht eben zimperlich im Ausdruck), tritt dabei warm hervor.

Nun hat Dr. Trost einen andern Briefwechsel des Königs in ähnlicher, wenn auch nicht so formschöner Weise verwertet, und dieser Briefwechsel des Königs mit seinem Sohne läßt den rein menschlich liebenswürdigen Charakter des Monarchen noch wärmer leuchten, trotz aller entsetzlichen Partizipialkonstruktionen! Diese Briefe führen uns in das Familienleben des Königs ein, das den Zeitgenossen gewöhnlich verborgen war, und wir lernen seine außerordentliche Zärtlichkeit und Sorgsamkeit als Vater, Gatte und Schwiegervater kennen. Im ganzen wird das Bild des Königs nicht geändert, sondern nur um Einzelheiten bereichert, die den Patrioten freuen können. So muß man z. B. Baier sein, um sich für die einzelnen damals jungen und inzwischen alt gewordenen Prinzen zu interessieren, von denen die Rede ist. Der Briefwechsel, der teils im Anhang, teils im Text der Charakteristik des Königs mitgeteilt wird, hat aber noch eine andre Bedeutung, wodurch er zu einem wichtigen Beitrage der politischen Geschichte jener Zeit wird. Neben der Begeisterung für die Kunst war es die leidenschaftliche Liebe zu den alten Griechen, die König Ludwig erfüllte. „Schon der Knabe, der angehende, versetzte sich in Gedanken nach Griechenland, gierig sog er dessen Geschichte ein, Anklang hatte für ihn alles Hellenische, es schwärmte der Mann dafür, und innigen Anteil nimmt der alte Philhellene an dessen Gedeihen,“ so schreibt der König in einem der mitgeteilten Briefe an seine Schwiegertochter in Athen (20. Oktober 1859), und diese leidenschaftliche Liebe zum alten Griechenland war es, die es durchsetzte, daß auf den Thron des vom Türkenjoch befreiten neuen Griechenlands ein Wittelsbacher, Ludwigs Sohn Otto, gesetzt wurde. Obwohl nun der König sehr viele eigne Geschäfte hatte, nahm er doch auch an den Geschicken seines Sohnes Otto den lebhaftesten Anteil und begleitete ihn mit unermüdlicher Sorgfalt auf allen seinen Schritten. Er gab ihm Ratschläge allgemeinerer Art, grundsätzliche Bemerkungen über die Aufgaben und Pflichten seines königlichen Amtes und wurde von Otto oft als Helfer und Ratgeber in materieller und politischer Not angerufen. Otto hatte sehr viel unter dem Uebelwollen Englands zu leiden, auch Frankreich gehörte nicht zu seinen Freunden; da wurde der königliche Vater in München gebeten, sich bei den andern Schutzmächten, Oesterreich und Rußland, zu verwenden, was dieser denn auch eifrig that. Dabei war Ludwig immer bemüht, dem Sohne Verhaltensmaßregeln zu geben; er suchte ihm die Braut aus, er riet ihm, auf seiner königlichen Autorität zu verharren und sich die souveräne Gewalt nicht schmälern zu lassen u. dergl. m. Auch schweres Geld ließ er sichs kosten, um den Thron seines Sohnes in Griechenland zu sichern. Als Otto hinam, war das Land so verarmt, daß es nur unter der Bürgschaft der Schutzmächte eine Anleihe erlangen konnte, und für einen würdigen Aufenthaltsort des neuen Königs war auch nicht gesorgt. Doch war der Bau einer königlichen Residenz eine politische Notwendigkeit, und um ihn zu ermöglichen, streckte Ludwig seinem Sohne die Summe von etwa anderthalb Millionen Gulden vor. Otto war aber immer verhindert, diese Schuld

zu bezahlen, und sie brachte den reichen Vater nach der Thronentsagung selbst in Verlegenheit. Es ist nun merkwürdig, in dem Briefwechsel die auf diese Angelegenheit sich beziehenden Stellen zu verfolgen, die uns den großherzigen und reichen König in Geldverlegenheiten zeigen. Hatte er doch aus seinem eignen Privatvermögen während seiner Regierungszeit achtzehn Millionen Gulden auf seine Bauten verbraucht, da fiel ihm jede Million schwer, die er einbüßen mußte! Der arme König erlebte übrigens gar nicht die Zurückzahlung der anderthalb Millionen, denn als König Otto auch dem griechischen Thron (1860) entsagte, verweigerte der griechische Staat die Anerkennung der Schuld; erst 1883 wurde sie bezahlt.

Außer den Briefen des Königs enthält der Anhang des Buches noch einige politisch interessante Aktenstücke zur Geschichte der Regierung Ottos von Griechenland, so Briefe von König Friedrich Wilhelm, von Metternich, von Kaiser Franz Joseph, die sich alle auf die Nöte beziehen, in die Otto durch das Verhalten Englands versetzt worden war.

Erlebtes und Erstrebtes. Von H. Settegast. Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1892

Weniger mit seiner eignen Person macht uns der Verfasser, dessen Name über Deutschland hinaus einen guten Klang hat, bekannt, als mit der Entwicklung des landwirtschaftlichen Unterrichts in Preußen, um die er sich so große Verdienste erworben hat, und mit einer Reihe von ausgezeichneten Männern, die ihm im gemeinnützigen Wirken auf diesem Gebiete vorangeschritten waren oder hilfreich zur Seite standen. Höchst anziehende Gestalten sind die beiden ostpreussischen Gutbesitzer von Fahrenheid, Vater und Sohn. Der ältere Fahrenheid, bei dem Settegast seine Ausbildung zum praktischen Landwirt genoß, hatte seine Hörigen schon sieben Jahre vor dem königlichen Erlaß von 1807 befreit und schrieb später in seinem Testament: „Eine Nation armseliger, heimatloser Tagelöhner konnte ich nicht wohl »meine Nation« nennen. Aus diesen Grundzügen [Grundsätzen?] geht hervor, warum ich das Schulwesen hob, warum ich es für ein Verbrechen hielt, die Zahl der Bauern durch Gewinnung ihrer Ländereien zu vermindern, und warum ich rohe und unfittliche Leute aus meinen Gütern entfernte. Mein sehnlichster Wunsch ging stets auf Billigkeit, Menschlichkeit, Sittlichkeit. Dies zu verallgemeinern war mein Streben.“ Auf seinem Gute Angerapp legte er 1803 ein Vollblutgestüt an, das für die preussische Pferdezüchtung bahnbrechend wurde. Bei der Versteigerung seiner Pferde wurden Preise geboten, durch deren Höhe er sich „aufs peinlichste berührt fühlte,“ und er war außer sich, wenn sein Ruf: Halt! zuviel! keine Beachtung fand. Der Oberpräsident von Schön pflegte ihn deshalb den transzendentalen Pferdezüchter zu nennen. Ging der Humanismus des ältern Fahrenheid mehr in die Breite, „seine vielseitigen Strebungen in philosophischer, geschichtlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Richtung durchgeistigend,“ so war sein Sohn († 1888) mehr Humanist im engeren Sinne, richtete in seinem Schlosse Beynuthen „den Vorbildern des Idealen einen Tempel auf,“ d. h. legte eine Antikensammlung an, und wirkte für seine Ideen mit solchem Erfolg, daß er später in einer Schrift „von dem wachsenden Interesse für die Schönheit der Antike, von dem tiefen Erfassen des griechischen Geistes in seiner Landschaft“ berichten konnte. Diese beiden Männer bilden eine hübsche Illustration zu dem landläufigen Begriffe des preussischen Junkers und einen wohlthuenden Gegensatz — oder sollen wir sagen die schlagendste Widerlegung? — zu der Ansicht Adam Smiths, daß Selbstsucht die einzige Triebfeder im wirtschaftlichen Leben sei.

Settegast erwähnt auch die Grenzboten. Er bemerkt zum Jahre 1848, daß er revolutionäre Maßlosigkeiten entschieden abweise und sich zu einem geläuterten Liberalismus bekenne. Dann fährt er fort: „Den Stürmen des Revolutionsjahres sollte nicht in schwüler Atmosphäre der Reaktion dauernde Windstille folgen. Dafür sorgten die Hüter gesunder Volksaufklärung, unter denen Gustav Freytag und Julian Schmidt stets einen hervorragenden Platz behaupteten. In den Kreisen Vorurteilsfreier wird niemals vergessen werden, welche Dienste diese politischen Vorkämpfer zur Klärung und Stärkung besonnenen Fortschritts mittelst ihres Organs, die [!] Grenzboten, dem Vaterlande in schwerer Zeit geleistet haben.“ Von Politik ist sonst in dem Buche nur so weit die Rede, als sie des Verfassers Fach, die Landwirtschaft, berührt. Einen mäßigen Zollschatz des Körnerbaus hat er seiner Zeit ebenfalls empfohlen, aber den Satz von 25 Mark für ausreichend und die Erhöhung des Zolls bis auf 50 Mark „für einen verhängnisvollen volkswirtschaftlichen Fehlgrieff“ erklärt. Wie vollkommen auch Settegasts Wirken von dem Humanismus seines Lehrers Farenheid durchgeistigt gewesen ist, das offenbart am schönsten seine Festrede bei der Jubiläumsfeier der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau. Er hat darin einerseits den durch die Namen Thaer, Liebig und Darwin bezeichneten wissenschaftlichen Fortschritt der Landwirtschaft dargelegt und ist andererseits der Auffassung entgegengetreten, daß die Landwirtschaft, wie jedes andre Gewerbe, lediglich den Zweck habe, einen möglichst hohen Reinertrag herauszuschlagen, und daß demnach gleich andern Kosten auch der Arbeitslohn rücksichtslos zu vermindern sei, soweit es das Gesetz von Angebot und Nachfrage gestattet. Wir führen uns zu Gemüte — sagt er hiergegen —, „daß die Arbeitsware des Menschen von der Person untrennbar ist, und daß an die höchsten Fragen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit der materielle Maßstab des Nutzens oder des Reinertrages nicht gelegt werden kann.“



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig